

Dieses Museum kann die Wahrnehmung verändern

Im Schweizerischen Blindenmuseum in Zollikofen bekommen Sehende einen Einblick in die Welt sehbehinderter Menschen. Wie es ist, wenn man vor allem hört, spürt und riecht. Und welche Geräte dabei helfen, sich zurechtzufinden, wenn die visuelle Wahrnehmung eingeschränkt ist.

ANDREAS MINDER

Es ist stockdunkel und still. Ich fühle das weiche Polster des Stuhls, auf dem ich sitze, ich fühle die Kleider auf der Haut, ich spüre und höre den eigenen Atem. Sonst nichts. Im Dunkelraum des Blindenmuseums nehme ich Dinge wahr, die sonst im Dauerfeuer der visuellen Reize untergehen.

Dann startet das Hörspiel, in dem die 13-jährige, blinde Nicole erzählt, was sie an einem ganz normalen Morgen erlebt. Wir hören den Wecker, der ihr mit metallischer Stimme sagt, wie viel Uhr es ist. Dann gequältes Seufzen, Nicole würde lieber liegenbleiben. Wenn sie schliesslich aus ihrem Zimmer tritt, stolpert sie über eine Burg aus Bauklötzen, und ärgert sich lautstark über ihren kleinen Bruder. Nach dem Frühstück geht sie aus dem Haus. Der Blindenstock lässt sie hören und spüren, wie der Untergrund beschaffen ist – bis sie im Bahnhof vor lauter Lärm den eigenen Stock nicht mehr hört. Mithilfe der weissen Linien am Boden, dem kühlen Luftzug aus ihrem Bahnabschnitt und der Auskunft eines Passanten findet sie ihr Gleis trotzdem.

Tastkiste, Hörmemory, Gerücheraten

Vom Dunkelraum führt die Tür in einen grossen Raum mit Fotos, Schautafeln und Objekten aller Art. Es ist der Ausstellungsraum des Museums. Heute dient er der 6. Klasse der Schule Elzmatte in Langenthal als Atelier. An verschiedenen Posten testen die Schülerinnen und Schüler in Zweier-Teams ihren Gehör-, Geruchs- und Tastsinn. Zum Beispiel an der Tastkiste: Eine Schülerin legt ein Objekt in eine Kiste, ihr Gegenüber versucht, zu ertasten, was es sein könnte. Beim Hörmemory werden kleine Behälter mit unterschiedlichem Inhalt geschüttelt. Anhand des Geräuschs gilt es, Paare zu bilden, die gleich klingen. Carla und Lina Rosa sitzen vor Einmachgläsern mit Duftsteinen und versuchen sich im heiteren Gerücheraten. Ihnen gefällt das Museum: «Es ist cool, dass es interaktiv ist, man darf alles ausprobieren», sagt Carla. Auch der Dunkelraum hat den beiden Eindruck gemacht. Lina Rosa: «Beim Zuhören habe ich mir im Kopf einen Film gemacht.»

Im Foyer des Museums probieren zwei Jungen mit Augenbinde das Gehen mit dem Blindenstock aus. Sie tasten sich vorsichtig den weissen Linien entlang – und schieben zwischendurch die Binde etwas hoch.

Sammlung zum Anfassen

«Auf den Selbsterfahrungssteil legen wir grossen Wert», sagt Museumsleiterin Silvia Brüllhardt. «Nicht nur in den Workshops, sondern auch in der normalen Ausstellung.» Das hat mit einem zeitgenössischen Museumskonzept zu tun, aber auch mit der Sammlung. Der Grundstock stammt von Theodor



Staub (1864–1960) aus Zürich, der selbst blind war. Er nannte seine Sammlung «Tastmuseum». Es war für Blinde gedacht, also zwangsläufig ein Museum zum Anfassen.

Ein Vorläufer des jetzigen Museums wurde 2012 in einer Baubaracke neben der Blindenschule Zollikofen eröffnet. Es hatte drei Räume: einen Dunkelraum, ein Atelier und einen Raum mit Objekten aus der Sammlung Staub. «Wir haben gemerkt, dass ein Bedürfnis vorhanden ist», sagt Brüllhardt. Es wurde ein grösserer Pavillon gebaut und das neue Museum im Dezember 2012 eröffnet. Die Ausstellung wurde unter anderem um sechs eindrückliche Videoporträts im Foyer ergänzt: Blinde und sehbehinderte Personen im Alter von 13 bis 80 Jahren erzählen von sich und ihrem Alltag.

Im eigentlichen Ausstellungsraum wird mit Texten, Bildern und Objekten erzählt, wie die Gesellschaft mit Blinden und Sehbehinderten umging und umgeht; in der Schule, in der Arbeitswelt, in der Freizeit. Besucherinnen und Besucher erfahren, wie 1784 in Paris die erste Bildungsinstitution für Blinde gegründet wurde, wie Schulen



für Sehbehinderte deren Beschäftigungschancen verbesserten und wie der Zugang zum regulären Arbeitsmarkt für viele noch heute schwierig ist.

Braille mit Weile

Viel erfährt man über die Brailleschrift. Die Erfindung, die der 16-jährige Louis Braille vor 200 Jahren gemacht hat, war so ausgeklügelt, dass sie sich seither nicht wesentlich verändert hat. Zum Jubiläum hat das Blindenmuseum eine ganze Reihe von Veranstaltungen organisiert. So wurde das neue Spiel «Braille mit Weile» vorgestellt und gespielt, im Dunkelraum fand eine Lesung der blinden Radiomoderatorin Yvonn Scherrer statt und ein Musiklehrer erklärte, wie die Braille-Notenschrift funktioniert – ja, auch die hat der unermüdete Louis Braille erfunden.

In diesem Jahr wird das Museum zum ersten Mal eine Sonderausstellung zeigen. Sie ist dem Leben und Werk von Martin Kunz gewidmet. Der gebürtige Bündner war Direktor der Blindenanstalt Illzach im Elsass. Er stellte hunderte von taktilen Karten her und war ein Pionier der Blindenpä-

dagogik. «Seine Arbeit wurde bisher noch kaum gewürdigt», sagt Silvia Brüllhardt.

Aktuell stehen im Blindenmuseum drei Objekte von Martin Kunz. Darunter ist ein Relief-Atlas, auf dem sich die Topografie der Erdoberfläche ertasten lässt. Er steht neben vielen anderen Objekten, die für das Sehen mit den Händen oder den Ohren gemacht sind: Relief-Atlanten, ein Modell des Bahnhofs Bern, Gemälde in 3D, sprechende Waagen, ein klingelnder Ball und, und, und. Man erfährt auch, dass kaum ein Gerät die Situation von Blinden und Sehbehinderten so einschneidend verändert und verbessert hat wie das Smartphone.

Knappe Ressourcen

Es gehört zu den Aufgaben des Museums, aktuelle Entwicklungen aufzunehmen und die Sammlung entsprechend zu erweitern, sagt Silvia Brüllhardt. Angesichts knapper Ressourcen sei das nicht ganz einfach. Lediglich 40 fixe Stellenprozent stehen dem Museum zur Verfügung, daneben leiten weitere Personen Workshops und machen Führungen im Stundenlohn. Die Eintritte reichen nicht aus, um das zu finanzieren. Auch zusätzliche Events und Sonderausstellungen sind nur mit Spendengeldern machbar. Brüllhardt wünschte sich deshalb Unterstützung von Kanton und Gemeinden, auch um längere Öffnungszeiten zu ermöglichen.

Letztes Jahr besuchten rund 2000 Personen das Museum, Workshops für Schulklassen wurden deren 37 durchgeführt. «Vor allem dank Mund-zu-Mund-Propaganda ging es stetig aufwärts», sagt die Museumsleiterin. Zudem kämen viele Lehrpersonen, die das Museum einmal entdeckt hätten, immer wieder. Eine von ihnen ist Helena Jordi, die Klassenlehrerin der Schülerinnen und Schüler aus Langenthal. Das Museum lasse sich gut mit verschiedenen Kompetenzbereichen des Lehrplans 21 verknüpfen, sagt sie. Sie werde deshalb sicher mit weiteren Klassen im Blindenmuseum vorbeikommen.

Für Carla, Lina Rosa und ihre Gspändli ist der Workshop nach drei Stunden vorbei. Sie machen sich auf den Weg zum Bahnhof. Sie werden sich auf der Heimreise vor allem auf ihre Augen verlassen. Aber vielleicht werden sie Baustellen, weisse Leitstreifen und Personen mit Blindenstöcken etwas anders sehen. ■

EIN MUSEUM FÜR ALLE

Das Schweizerische Blindenmuseum «anders sehen» bietet Workshops für Schulklassen und Studierende sowie Führungen für Vereine, Firmen und andere Institutionen. Für die allgemeine Öffentlichkeit ist das Museum abwechselungsweise an den Mittwoch- oder Sonntagnachmittagen geöffnet. blindenmuseum.ch

Am Blindenstock gehen, mit Maske ein Päckli einpacken, Gerüche erraten, auf der Braille-Schreibmaschine schreiben: Sechstklässlerinnen und Sechstklässler der Schule Elzmatte in Langenthal erfahren im Blindenmuseum, was es heisst, wenn man sich nicht auf seine Augen verlassen kann. Bild: ami